

INTERVIEW MIT DREI SCHLÜSSELPERSONEN DER CARE-KULTUR ZÜRICH-SEEBACH

Linda Gosteli, Mitarbeiterin des Projekts Drehscheibe
Marianne Reiser, Kommunikationsverantwortliche der Pfarrei
Maria Lourdes und Martin Piller, Pfarrer der Pfarrei Maria Lourdes

.....

Robert Sempach (Interviewer)

Für den Einstieg wäre es gut, wenn ihr kurz euren Namen und eure Funktion sagt und auch die Frage beantwortet: habt ihr die sieben Thesen schon gekannt, oder seid ihr erst mit der Anfrage für das Interview zum ersten Mal auf die Thesen gestossen?

Linda Gosteli (LG), Marianne Reiser (MR) und Martin Piller (MP, Gast)

Mein Name ist **Linda Gosteli**, ich bin Mitarbeiterin beim Pilotprojekt Drehscheibe Oerlikon-Seebach, einem Pilotprojekt der Sozialen Dienste der Stadt Zürich. Da sind gleich drei Ämter involviert: das Gesundheits- und Umweltdepartement, das Sozialdepartement und die Stadtentwicklung. Zuvor habe ich bereits als Quartierarbeiterin im Gemeinschaftszentrum Seebach gearbeitet und bin dort in Kontakt gekommen mit der Startveranstaltung, die ihr organisiert habt mit Cornelia Coenen-Marx. Das war 2019 eine sehr wichtige Veranstaltung für das gesamte Quartier. Man hatte es geschafft, viele Organisationen und auch Einzelpersonen anzusprechen. Das war ein wichtiger Startpunkt vieler Caring Communities Projekte und Initiativen. Ich habe mich, ehrlich gesagt, wenig mit dem Hintergrund der Caring Communities auseinandergesetzt. Wenn ich diese Thesen lese, sind sie mir sehr nahe. Ich habe 20 Jahre in der

Soziokultur gearbeitet und sehe einige Überschneidungen oder gemeinsame Grundlagen und Haltungen.

Ich bin **Marianne Reiser** und arbeite bei der Pfarrei Maria Lourdes. Ich bin angestellt für Kommunikation und den Blick ins Quartier. Über die Begriffe Care und Caring Communities sind wir zum ersten Mal bei einer Tagung der Schweizerischen Bischofskonferenz gestolpert. Das war 2018/19, als auch Cornelia Coenen-Marx anwesend war. Was sie erzählt hat, war sehr inspirierend. Ich habe damals noch nicht gewusst, was das ist, was darunter verstanden wird. So hat dieser Weg angefangen. Wie Linda schon erwähnt hat, war die Tagung ein wichtiger Meilenstein. Mir war bekannt, dass es Thesen gibt. Aber genau gelesen habe ich sie jetzt.

Ich bin **Martin Piller** und bin seit 24 Jahren Pfarrer in diesem Quartier. Da wäre vielleicht der Bezug zu Caring Communities nicht sofort gegeben. Aber mir war es immer ein Anliegen, dass sich Kirche in kleinen Gemeinschaften sammelt, dass sich ein Quartier oder ein Strassenzug als Kirche versteht und, dass sie sich engagiert für das gute Zusammenleben aller. Das hat dann eine Bewegung gegeben über die Jahre, in denen wir kleine, christliche Gemeinschaften hatten. Über diese Erfahrung waren wir irgendwie vorbereitet. Caring Communities hat uns elektrisiert, wir haben gemerkt, dass es die gleiche DNA aber eine viel grössere Weite

hat, nicht Kirche-bezogen oder auf die Kirche beschränkt ist. Wir haben gespürt, dass da was ist, das sich erweitern möchte, dass es nicht mehr genug ist, uns unter uns zu treffen, weil die Gesellschaft sich ganz anders entwickelt hat, und jetzt eine andere, eine grössere Weite sucht.

.....

Dann kommen wir zur ersten These, bei der es um die universelle Sorge und Gerechtigkeit geht, von der Geburt bis ans Lebensende. Die These fordert gerechte Lebensverhältnisse unabhängig von Alter, Herkunft, Geschlecht, sexueller Orientierung, Fähigkeiten, Ressourcen und Religion. Ist diese These relevant für euch? Welche Bedeutung hat sie in Zürich-Seebach?

MR: Für mich kann ich ganz Ja sagen. Ich glaube, wir würden sie einfach erweitern. Also für alles Leben. Und da gehören auch Tiere dazu, die gehören auch zur Schöpfung. In unserer Care-Kultur haben wir gerade jemanden, der sich fest engagiert, dass man Zigarettenstummel nicht auf den Boden wirft. Das hat mich begeistert, das gehört auch dazu. Es geht um die ganze Schöpfung. Es geht um alles, nicht nur um den Menschen. Es gilt den Anthropozentrismus zu überwinden und ich sehe Chancen in den Caring Communities, das zu ermöglichen. Es kann auch nur ein gutes Leben geben, wenn wir in Harmonie mit der Schöpfung sind, sonst gibt es gar kein gutes Leben für alle.

LG: Weil mir das auch gefehlt hat, hätte es für mich da eine neue These gebraucht. Aber eigentlich ist es im Titel der These enthalten. Nur nachher in der Ausführung ist es nicht ausführlich genug erwähnt.

.....

Gibt es Beispiele, wie das in Seebach oder im Quartier umgesetzt wird? Was bedeutet das konkret für Euch?

MP: Wir verstehen uns als Care-Kultur und es scheint mir wichtig, dass wir nicht die Vorstellung haben, eine Community zu bilden, die genaue Grenzen hat. Ich habe das Gefühl, an vielen Orten wird es noch so verstanden. Diesen Irrtum haben wir schon bei den kleinen christlichen Gemein-

schaften durchlaufen, den müssen wir nicht noch einmal wiederholen. Ich glaube, dass jeder Mensch immer in einer Vielzahl von Communities drinsteckt. Ich kann mich nicht abgrenzen. Auch unser Quartier ist übersät von Communities, die sich x-mal überschneiden.

«Es geht eigentlich nur darum, eine Care-Kultur, ein Denken, ein Fühlen, ein achtsames Handeln hineinzubringen, in all das, was schon besteht.»

Das heisst dann, es entsteht auch Neues. Wir haben z.B. gerade ein grosses Platzfest gehabt. Da vernetzt man sich und es machen viele mit. Früher war das ein Kirchenfest, heute sind viele Player dabei. Ausser dem Gebäude ist unsere Kirche gar nicht sichtbar und es gibt auch keinen Stand, wo wir uns präsentieren. Es geht darum, für alle einen Raum zu schaffen, um sich zu treffen und um Begegnungen zu ermöglichen. Das war ein Multikulti-Event mit vielen Kindern, Jugendlichen und alten Leuten. Wirklich ein spannender Ort. Auch Familien können teilnehmen und vor allem sind auch Geflüchtete willkommen. Wie sind sie willkommen? Wenn sie um einen Stand fragen, erhalten sie gratis einen Stand, sie können auch etwas verkaufen und das Geld behalten. Auch für Kinder und ärmere Leute ist alles gratis, sonst können die gar nicht kommen. Eine solche Haltung innerhalb der Veranstaltung ist uns wichtig. Es gibt auch keine Plastikbecher, -Teller oder -Besteck, sondern wir als Kirche sind mit zehn Leuten da, die bringen die Teller und waschen sie auch wieder. So wird eine Sorge-Kultur auch an einem Fest möglich.

MR: Genau, wichtig ist auch, dass man sich einig wird. Die einen würden gerne ein bisschen mehr von dieser Haltung und die anderen würden lieber ein bisschen weniger davon umsetzen. Wir suchen nach einem Weg, der für alle geht. Martin würde das sicher noch ein bisschen stärker betonen. Es ist ein miteinander leben, wie ein lebendiger Organismus.

«Wir finden das Bild des Rhizoms für diese Art von Arbeit treffend. Mit dieser Haltung der Care-Kultur werden die Knotenpunkte und verschiedenen Rollen unterstützt.»

Dann gibt es immer wieder die sichtbaren Geschichten, jedoch darunter befindet sich ein riesiges Geflecht.

LG: Mir gefällt bei der Care-Kultur auch die Haltung. Mit den Communities habe ich immer ein bisschen Schwierigkeiten, in Worte zu fassen, was das genau sein soll. Damit sind wir wieder bei der Definition von CC angelangt.

.....

Das kann man auch ein wenig in der Schwebelassen. Es gibt auch die Vorstellung, dass es eine einzige umfassende Community geben müsste. Eine Stadt wie Zürich kann vielleicht Strukturen schaffen und Nährboden sein, damit CCs entstehen. So wie ich euch verstanden habe, gibt es allein in eurem Quartier ganz verschiedene sorgende Gemeinschaften?

MP: Es ist nicht so sehr etwas, was wir selbst machen. Schon bei der ersten Zusammenkunft haben wir gesagt, wir wollen sichtbar machen, was alles an Care vorhanden ist. Wir wollen aus dieser Energie heraus noch mehr Energie ins Gewebe geben. Das habe ich auch schön gefunden an diesem Mann mit seinen Zigaretten. Er kam nicht mit der Frage, was können wir machen, damit weniger Zigaretten herumliegen. Sondern er ging mit der Frage auf die Leute zu: Wer hat schon Zigaretten aufgehoben und warum? Wie oft am Tag tust du es? Also aus dem Positiven heraus, aus einer positiven Sichtweise. Nicht, es fehlt etwas, sondern es geschieht etwas in dieser Gesellschaft und wir wollen das unterstützen, wir wollen dabei sein. Ich glaube, Caring Communities ist eine Bewegung, es ist eine Gegenbewegung zur Globalisierung. Es geht jetzt wieder um eine Lokalisierung. Es braucht beides.

.....

.....

Ist es auch eine Gegenbewegung zur Individualisierung?

MP: Vielleicht ist es besser von einer Ausgleichsbewegung zu sprechen. Nicht gegen etwas sein, sondern einen Ausgleich schaffen.

MR: Wir haben auch ganz konkrete Projekte, wie den mobilen Dorfplatz, wo es ganz konkret um die Gerechtigkeit und universelle Sorge geht. Es gibt viele Leute, die wenig Informationen erhalten oder denen wir nicht in unseren Gefässen oder Räumen begegnen. Das ist schon etwas Aktives, das wir gefunden haben. Es gibt eine kleine Lücke, oder eine Möglichkeit, das noch weiter herauszutragen. Alles hat Platz, wenn ein Bienenliebhaber mit einer Idee käme, dann würden wir ihn unterstützen. Bis jetzt ist er nicht gekommen. Also die Offenheit ist da, dass jemand gehört wird und auch einen Platz findet.

.....

In der zweiten These geht es um die Co-Produktion zwischen Zivilgesellschaft, Staat und Institutionen. Gemeinsam mit dem Staat sollen Akteure aus Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft eine sorgende Gesellschaft aufbauen und verankern. Schon bei der ersten These habt ihr auf diese Koproduktion in Seebach hingewiesen. Das Fest, das ihr erwähnt habt, ist auch eine Koproduktion von unterschiedlichen Organisationen. Sind Caring Communities eine Bewegung von unten? Oder braucht es auch den Staat und die Institutionen, damit eine Care-Kultur entsteht? Wie seht ihr das?

MP: Ich denke an Begegnungsräume. In der Care-Kultur liegt uns das am Herzen, das Ziel ist, Räume zu schaffen oder Zonen, in denen sich Menschen begegnen können, wo Care vielleicht einfacher stattfinden kann. Und dann geht man zur Stadt, sammelt Unterschriften und reicht sie bei der Stadt ein. Und die Stadt macht es möglich. Oder die Stadt organisiert ein Gespräch, einen Echoraum zu ihren Themen, und wir unterstützen das, wir bringen das ins Netzwerk Care-Kultur ein. Wir nehmen an Austauschräumen teil und stellen auch Räume zur Verfügung, damit ein Austausch stattfinden kann. Wir arbeiten

eng zusammen mit der Stadt. Natürlich direkt durch Linda, die zu beiden gehört, das ist ein riesiger Glücksfall. Also angestellt von der Stadt und gleichzeitig in der Care-Kultur drin.

.....

Habt ihr das auch institutionalisiert, also habt ihr ein Gremium, in dem regelmässige Austausch-sitzungen stattfinden? Wie macht ihr das?

MR: Ja, ich bin die Initiantin, alle zwei Monate lade ich das Care-Kultur Netzwerk ein.

Es sind viele Adressen, ich weiss nicht, wie viele es mittlerweile sind. Die Beteiligung ist sehr unterschiedlich, alle zwei Monate gibt es die Möglichkeit Themen und Ideen im Austausch einzubringen. Z.B. über den aktuellen Stand der Quartiers-App oder so etwas. Das ist unser Austauschgefäss und da lade ich regelmässig dazu ein.

MP: Und du machst dann auch ein Protokoll.

MR: Eine Notiz. Ich mache kein Protokoll mehr. Ich sage jeweils, es sind Notizen, die liest man vielleicht lieber als ein Protokoll.

LG: Ja, das ist wichtig. Es sind Orte, in denen dann Energie entsteht, und dann geschieht etwas, und wenn nichts passiert, geschieht eben nichts.

.....

Wenn keine Energie da ist, was passiert dann?

MR: Dann lassen wir es. Wenn wir ein Problem feststellen, aber wenn niemand Kapazität für eine Lösung hat, dann lassen wir es.

.....

Kannst du Linda, in deiner Arbeitszeit teilnehmen?

LG: Ehrlich gesagt, die letzten beiden Mal, war ich nicht dabei. Ich finde es auch schade, dass es nicht möglich war.

«Regelmässigkeit ist zentral, um den Raum und die Möglichkeit zu schaffen und zusammen planen zu können, was weiterläuft.»

Ich war in der letzten Zeit vor allem mit dem mobilen Dorfplatz am Projekt beteiligt. Das hat auch mit den Ressourcen zu tun. Es gibt auch die schönen Überschneidungen, in der Arbeitsgruppe Alter zum Beispiel, kommt der Care-Gedanke vermehrt zum Zug. Das finde ich eindrücklich, wie man anfängt, mit den städtischen Organisationen zusammenzuarbeiten. Zumindest mal einen Anlass zusammen gestaltet. Das ist gut.

MR: Am Freitag kommt z.B. jemand von «Zürich im Alter», eine städtische Angestellte, und wir gehen zusammen durchs Quartier und sind dann auch zwei Stunden vor Ort. Das finde ich grossartig.

LG: Vor allem mit städtischen Verwaltungsabteilungen, die lokal ausgerichtet sind, funktioniert die Zusammenarbeit gut. Wenn es weiter hochgeht, wird es schwieriger. Ich möchte noch das Beispiel nennen, «gut altern», ist ein Projekt, das von der Verwaltung Top-Down kam, da war es dann wirklich schwierig. Ich war nicht dabei, aber wie die Leute erzählt haben, haben die Leute des Projekts nicht wirklich realisiert, dass es schon sehr viel gibt. Sie sind nicht von dem ausgegangen, was bereits vorhanden ist, von den bestehenden Netzwerken, an denen sie hätten anknüpfen können. Sie gingen zu fest vom Top-Down-Gedanken aus. Und darum hat es auch nicht wirklich gefruchtet. Das ist jetzt eine sehr kurze Interpretation. Aber ich glaube, wir stehen heute schon ein bisschen selbstbewusster da als Quartierorganisation. Wir würden eher sagen: Hey, stopp Leute! Wir hier! Wir haben das und das und das. Könnt ihr euch einfügen? Nicht wir müssen jetzt quasi erfüllen, was kommt. Ich weiss nicht, ob das so wäre, aber ich habe den Verdacht, dass das jetzt anders laufen würde. Das ist meine Hoffnung, es ist natürlich auch personenabhängig.

«Aber ich glaube, das Selbstbewusstsein, das es braucht, um dem auch etwas entgegenzusetzen, ist heute vorhanden.»

.....

Liegt der Lead für den mobilen Dorfplatz bei dir oder bei der Stadt?

LG: Die Ursprungsidee ist auch an dieser Tagung 2019 entstanden. Das Projekt «Drehscheibe» war für beide Quartiere zuständig, aber nur in Oerlikon hatten wir einen Raum. Dann entstand die Idee, wir machen etwas Mobiles und da war es sehr naheliegend, dass man das zusammen macht, und nicht wir als «Drehscheibe» kamen und das allein umsetzen. Natürlich war die «Drehscheibe» als ein befristetes Projekt angedacht, mit der Hoffnung, dass auch etwas weitergeht, dass die Energie, die wir jetzt rein gaben, nicht einfach verpufft. Da war ich beteiligt, die Verwaltung war nicht involviert.

MR: Die hat das auch nicht finanziert und darum sind wir dann an euch (Förderimpuls CC-Netzwerk) gelangt. Wir hoffen, dass die «Drehscheibe» verlängert wird.

LG: Ja, wir haben den Auftrag auszuprobieren und haben auch mehr Spielraum als die aller-meisten städtischen Abteilungen. Das finde ich wichtig anzumerken, viele sind da in einem engen Korsett drin. Trotzdem haben wir an der Tagung dafür plädiert, dass man diesen Spielraum ausnutzt. Wenn man diese Haltung hat, dann kann man sowas auch möglich machen. Es ist die Haltung, die entscheidend ist.

MP: Ich denke Vernetzung, das ist Bewegung.

LG: Ich glaube, es braucht beides. Ich glaube, es braucht schon beide Richtungen. Wenn man der ersten These gerecht werden will, dann braucht es beides. Dass es auch Dinge gibt, die man konzipiert und ausprobiert.

MP: Du verstehst es von der Politik her?

LG: Dass man eine Idee hat, und etwas umsetzt und, von einer Position kommt und versucht, die Leute mitzunehmen.

MP: Ich habe das Top-Down so verstanden: Von der Politik her Top-Down. Oder, dass es nur von der Caring Communities-Bewegung Bottom-up kommt?

.....

Bottom-up wären informelle Gruppen, die sich zusammenschliessen und sagen, wir wollen uns jetzt einsetzen z.B. für Bienen in Seebach. Ideen, die von unten kommen. Von oben her wäre es der Staat, im weitesten Sinn, der z.B. sagen würde, es gibt ein grosses Bienensterben, wir geben euch finanzielle Mittel oder Räume, kümmert ihr euch darum.

MR: Du stichst da in ein grosses Thema hinein. Zum einen, wenn von obenher starre Vorgaben kommen, das und das ist zu machen, dann werde ich allergisch. Das geht gar nicht.

«Die Menschen, die im Quartier leben, spüren am ehesten, wo etwas ist. Wenn du aber sagst, dass es finanziell unterstützt wird, das wäre wichtig. Es kann nicht sein, dass es nur an uns liegt. Wir machen vieles mit Freiwilligen oder mit kleinen Entschädigungen.»

Wir haben beim mobilen Dorfplatz eine Frau, eine sehr bewusste Muslima, und sie bekommt ein Entgelt, dank eurer Unterstützung (Netzwerk Caring Communities). Flüchtlinge oder Migrationsmenschen erreiche ich als Schweizerin weniger gut. Es ist aber auf die Länge nicht fair ihr gegenüber. Sie hat weder eine Anstellung noch erhält sie Sozialabgaben und darum droht ihr Altersarmut. Insofern hat das Luft nach oben. Das schreit nach einer Veränderung.

.....

Wir kommen eventuell bei den anderen Thesen auf das Thema zurück. Caring Communities bewegen sich immer in Spannungsfeldern. In der dritten These geht es um gegenseitige Unterstützung innerhalb einer partizipativen und inklusiven Gemeinschaft. Darum die Frage: Wie sieht es konkret aus? Wie gut gelingen im Alltag von Seebach Inklusion und Partizipation?

MP: Ich glaube, wir haben das im Blick. Aber die einzelnen Anlässe sind nicht immer geeignet für alle. Einzelnen Anlässe sind vielleicht gar nicht geeignet für Kinder. Wir hatten kürzlich einen Austausch im Quartier. Migrantinnen konnten wir nicht einladen zum Austausch mit Klaus Wegleiter, die hätten Bahnhof verstanden, wenn der redet. Vielleicht nicht einmal Bahnhof. Es gibt auch Anlässe, die sind für eine bestimmte Art von Menschen gedacht. Für die sind sie okay und für andere nicht. Aber das heisst nicht, dass wir deshalb exklusiv sind, oder nicht inklusiv sind. Wir hatten bei diesem Anlass trotzdem auch die Migrantinnen und Migranten im Herz gehabt. Der Anlass hatte den Anspruch nachzudenken, über das Leben zu philosophieren. Das ist schwierig für jemand, der Deutsch nicht beherrscht.

.....

Was habt ihr konkret gemacht? Wie habt ihr sie im Herz gehabt?

MP: Indem wir schon dort gejamert haben, schaut, das können wir nicht. Bis wir dann gemerkt haben, es geht gar nicht. Das hätte gar nichts gebracht. Jetzt versuchen wir die These, die Wegleitner gebracht hat, in eine einfache Sprache zu bringen, zu übersetzen, was das für unsere tägliche Arbeit heisst.

.....

Heisst das, die nicht zu vergessen, die nicht in Erscheinung treten? Sich um bestimmte Gruppen zu kümmern? Nicht nur die im Blick zu haben, die einem verstehen und die bereit sind, mitzumachen?

MP: Ich glaube, jede Versammlung, jedes Treffen, jede Aktion ist immer exklusiv. Immer. Es geht gar nicht anders.

«Keine Versammlung ist inklusiv. Sie schliesst die aus, die es nicht interessiert, die nicht Deutsch können, die zu wenig Geld haben. Es sind auch die ausgeschlossen, die keine Zeit haben vorbeizuschauen. Irgendjemand wird immer ausgeschlossen.»

Aber es ist in guten Händen. Wir organisieren zumindest verschiedene Anlässe, dass nicht immer die gleichen ausgeschlossen sind.

LG: Inklusion und Partizipation, das beschäftigt uns immer wieder. Der mobile Dorfplatz, finde ich, bietet für viele eine Möglichkeit teilzunehmen. Auch Leute, die fast kein Deutsch können, kommen und trinken Tee. Beim Austausch erklären wir auch, was wir machen, und wieso wir das machen. Wir haben oft auch eine Migrantin dabei, die eine Brückenfunktion übernimmt.

MP: Und wir haben Kekse und Kreiden für die kleinen Kinder dabei.

LG: Damit ältere Menschen sitzen können und nicht lange stehen müssen, bringen wir Stühle mit. Gastfreundschaft und die Offenheit, wirklich alle einzuladen, sind uns wichtig. Ich glaube, das gelingt recht gut.

.....

Die vierte These haben wir schon ein wenig gestreift, Sorge sichtbar machen und möglichst alle Sorgeformen zu integrieren, vor allem informelle, formelle und professionelle Sorgearbeit miteinander verweben und sichtbar machen. Das ist die These. Wiederum die Frage an euch: Wird das in Seebach umgesetzt, und wie wird es umgesetzt? Wo sind vielleicht die Schwierigkeiten?

MP: Ich würde behaupten, so ist das entstanden.

«Wir verstehen uns als ein Netzwerk, das alle integrieren möchte. Das auch die verschiedenen Sorgenformen sichtbar macht. Genau diese zwei Sachen.»

Darum auch der mobile Dorfplatz, wo wir Flyer und anderes Infomaterial mitschleppen, ohne es gross aufzuhängen. Aber wenn die Leute Fragen haben, informieren wir über alles, was es im Quartier gibt.

.....

Und die Flyer sind auch in verschiedenen Sprachen?

MP: Ja, zum Teil.

Marianne: Caritas hat recht gutes Infomaterial in diesem Bereich. Informationen in einfacher Sprache sind wichtig oder in der jeweiligen Landessprache, wenn etwas gezielt für sie wäre. Darauf achten wir.

.....

Also, man kann sagen, das ist euch ein grosses Anliegen: Ihr integriert alle Sorgeformen und macht das möglichst für alle sichtbar?

MP: Das war und ist die Hauptidee.

Linda: Wir haben schon darüber gesprochen, das Projekt «Quartier-App», das bereits läuft. Gut wäre es, wenn es dort noch mehr Möglichkeiten gäbe, dieses Projekt noch besser mit Bildern und Piktogrammen darzustellen. Das macht vor allem ihr von Maria Lourdes. Die anderen sind dort weniger dran.

MR: Es sind immer mehrere Teilgruppen. Z. B. bei der App sind es das GZ Seebach, unsere Kirche, eine Nachbarin der Bahai und der Quartierverein, die das Projekt vorantreiben.

MP: Das ist eine Arbeitsgruppe, die sich gebildet hat. Die machen das im Auftrag der ganzen Care-Kultur. Die haben das nochmal neu lanciert, damit es eine App für das ganze Quartier wird, die dann von den verschiedensten Institutionen und Vereinen in Seebach getragen wird.

MR: Was mich besonders freut, ist der «Tag des älteren Menschen». Wir denken nicht, wir die katholische Kirche machen das, sondern es geht um das Treffen der Care-Kultur. Auch die Arbeitsgruppe Alter gestaltet mit.

«Wir machen die Anlässe nicht mehr allein, es ist viel schöner, es miteinander zu machen.»

Der Clean-Up Day, auch da gibt es ein paar Leute, die mithelfen und mittragen. Das hat Potenzial und macht Spass.

MP: Es geht dann so einfach und mit viel mehr Energie. Jetzt haben sich wieder sechs, sieben Institutionen gemeldet für den «Tag des älteren Menschen». Das letzte Jahr haben wir das zum ersten Mal gemacht und das läuft jetzt mit so einer Einfachheit. Man macht kein riesiges Konzept, man braucht kein Budget, sondern jeder bringt, was er hat und was er gerade flüssig machen kann, völlig unkompliziert. Ich finde das, das Schöne an der Vernetzung, an der Care-Kultur, dass es mit so viel Energie und so unkompliziert läuft. Durch Vernetzung und Selbstorganisation, keiner hat den Lead, niemand ist wichtiger als der andere.

MR: Also ich moderiere die Sitzungen. Das ist mir wichtig, ich habe deswegen nicht die Leitung, aber es braucht eine Moderation. Eine Gastgeberin, sagen wir auch, das braucht es schon.

MP: Wenn jemand einen Vorschlag bringt, der etwas mit Care zu tun hat, dann sagen wir: Okay, super, mach es. Wer macht mit? Und dann sind es drei, vier Organisationen, die das zusammen machen. Das muss dann nicht nochmals überprüft werden, ob es allen entspricht. Die machen das dann einfach, Punkt. Die kümmern sich dann auch um die Finanzierung.

«Wir wollen keine Finanzen. Wir sträuben uns, ein Verein zu werden, der Finanzen hat und Geld suchen muss. So bleiben wir frei.»

.....

Das finde ich spannend. Es scheint dafür viel Energie vorhanden zu sein. Hängt das vielleicht mit dem Überschreiten der «Milchbuch-Rechnung» zusammen?

MR: Ja, das haben wir auch bei der App erlebt. Das kostet auch etwas. Fakt ist jedoch, dass unser Bahai-Verein praktisch kein Geld hat. Aber sie möchten das unterstützen. Die katholische Kirche hat jetzt noch Geld. Das heisst, sie geben vielleicht pro Monat zwei Franken und wir geben vielleicht pro Monat 100 Franken. Aber das ist egal, sonst hätte es eben wieder mit Ausschluss zu tun, wenn es heissen würde, nur die, die mindestens 100 Franken zahlen können, sind dabei.

MP: Das ist doch schön, dass es so läuft. Darum sträuben wir uns, ein Verein zu werden. Das würde wieder die Fragen aufwerfen: wer gehört dazu, wer gehört nicht dazu? Wir gehen davon aus, das Quartier gehört dazu. Wir gehören nur zum Mycel, in diesem Quartier. Irgendwann kommen ein paar Pilze zum Vorschein. Die sieht man dann. Aber das Mycel ist unterirdisch und unsichtbar. Es ist so viel mehr da, als wir wissen. Da haben wir auch an dieser letzten Tagung mit Klaus Wegleitner gestaunt. Alle reden von Care-Kultur. Woher haben wir das? Komisch. Es scheint bei vielen angekommen zu sein, ohne dass wir dafür viel getan haben. Wir haben die Initiative ergriffen, mehr nicht. Wir haben keine Briefe verschickt oder Werbung gemacht.

LG: Bei der Quartier-App gibt es schon auch Spannungen, die nicht ganz ohne sind. Ich merke, es gibt auch Berührungsängste. Ich habe ein paar Mal vorgeschlagen, wir könnten doch bei der Stadt um Geld anfragen, weil es für digitale Projekte Geld gibt.

«Aber man kann nicht als Care-Kultur Seebach Geld verlangen. Das hat keine juristische Form, also gibt es auch kein Geld. Aber es läuft jetzt über den Quartierverein, unter seiner Adresse.»

Jetzt finden die einen, das ist keine gute Idee, dass der Quartierverein das macht. Das führt zu Spannungen und solche Spannungen gibt es immer wieder. Aber das Wichtige ist, dass diese Projekte wachsen und weiterlaufen können.

MP: Auch damit wir von euch (vom Netzwerk Caring Communities) Geld bekommen konnten, mussten wir das Projekt bei der Nachbarschaftshilfe ansiedeln.

LG: Es gibt wirklich gewisse Ängste, die ich wahrnehme. Man hat das Gefühl, sobald man mit der Verwaltung oder mit etablierten Organisationen zusammenarbeitet, verliert man die Hoheit oder die Gestaltungskraft.

MP: Meine Angst ist auch, weil ich sehe, wie der Staat immer mehr und mehr bürokratisiert. Alles, was er in die Hand nimmt, wird bürokratisiert. Mir ist es ein Anliegen, dass man genau dem etwas entgegengesetzt mit der Care-Kultur. Denn das ist nicht Care. Das ist genau das Gegenteil von Care, Bürokratie.

.....

Vielleicht gibt es eine Portion Misstrauen? Für die Care-Kultur braucht es jedoch ein Grundvertrauen?

LG: Ja, unbedingt. Und trotzdem, Finanzen, das ist eine Ressource. Dort habe ich viel Erfahrung und finde, es gibt so viele Töpfe. Da muss man den Gestaltungsspielraum, den man dann trotzdem hat, einfach nutzen. Da habe ich keine Angst. Ich habe vorher bei einem Gemeinschaftszentrum gearbeitet, das auch stark öffentlich finanziert ist. Auch dort gibt es viel Gestaltungsspielraum. Vor allem, wenn man ein gewisses Selbstbewusstsein hat und sich bewusst ist, wie wichtig die Netzwerke sind.

«Und diese Art der Kultur, die haben viele Organisationen, die hier tätig sind, über euch gelernt. Ihr lebt das schon länger. Das ist bei euch stark verankert, diese Form der freien Mitarbeit.»

Wenn man sich mal meldet, dann nimmt es einem nicht gleich den Ärmel hinein. Es hat viel mit eurem Vorbild zu tun, dass sich viele eingelassen haben, auf diese Art zu arbeiten.

Da ist Seebach ein Pionierquartier, kann man das sagen?

LG: Trotzdem, «wir sind Kirche», das wollte ich schon auch sagen. Nicht von ungefähr, kommt es von dieser Seite, da sind auch Ressourcen vorhanden über Steuergelder, über öffentliche Gelder. Darum finde ich, die Kirchen, die reformierte und die katholische, und die Verwaltung, muss man auch in die Pflicht nehmen. Das kann man auch einfordern. Das sage ich gegenüber den Organisationen, die noch zurückhaltend sind. Das muss auch sein oder darf auch sein.

Bei der siebten These kommen wir nochmals auf diesen Aspekt zurück. Bei der fünften These geht es um Raum für Innovation und Exploration, dass man Handlungsspielräume schafft, um neue Formen und Praktiken der Sorge zu entwickeln und zu erproben. Nach dem, was ihr bis jetzt gesagt habt, dürfte es keinen Einspruch gegen diese These geben. Ist das vielleicht auch euer Erfolgsrezept? Martin, du hast zu Beginn gesagt: nicht, dass wir den gleichen Fehler nochmals machen. Mit diesen kleinen Gemeinschaften. Kannst du beschreiben, wie das gelaufen ist?

MP: Ich hatte das Gefühl, das sind Gemeinschaften, die einen klaren Rayon haben. Sie sind so etwas wie die Seele einer Strassen-Einheit. Wir haben das stark begrenzt gesehen. Nicht als eine Vielfalt von Gemeinschaften. Also nicht als ein Netzwerk, sondern begrenzt. Wie eine Community. Die gehören dazu oder gehören nicht dazu.

Aber wo örtlich eingeteilt wird, dieser Strassenzug ist die Gemeinschaft. Alle Aspekte der sorgenden Gemeinschaft finden dort drin statt. Ich glaube nicht, dass das funktioniert.

Das muss man offener denken? Also über die kleinen sektoralen Rayons hinaus?

MP: Ja, es gibt ganz viele Gemeinschaften. Das kann eine Nachbarschaftsgemeinschaft sein, oder ein Fussballklub. Dann sind es Schulen, die Gemeinschaften bilden, unter den Klassen, mit den Eltern. Und jeder ist in x solchen Gemeinschaften drin.

MR: Da kommt mir Wegleiter in den Sinn, der gesagt hat.

«Care ist nicht der eine Moment, wo ich mit einem älteren Nachbarn einkaufen gehe. Care ist 24 Stunden, das ist eine Lebenshaltung, die vorhanden oder nicht vorhanden ist.»

Ich glaube, das war zu strukturiert.

LG: Und war das beschränkt auf christliche Gruppen? Also im Sinne von, man bezieht sich auf die Religion.

MP: Ja, die haben sich alle zwei Wochen getroffen und haben die Bibel gelesen, das Sonntagsevangelium miteinander gelesen. Schon das hat getrennt.

MR: Man hat sich schon gefreut, wenn Reformierte dabei waren. Ich fand das auch cool. Der Blick ins Quartier war frei, der war offen. Aber die Interessen, die Vernetzung war so brutal eng.

MP: Vielleicht ist es ähnlich mit einer Familie. Manchmal hat eine Familie den Eindruck, mein Kind muss alles bei mir bekommen, du sonst von niemandem. Wir sind allein verantwortlich für unser Kind für alles. Und sind sogar eifersüchtig, wenn ein Kind in einer anderen Familie etwas mehr findet oder etwas anderes finden. Ein Kind braucht viele Communities, in denen es drin ist, nicht nur seine

Familie. Natürlich ist die Familie sehr wichtig, doch ist es auch die Schule und Freunde, dann hat es noch den Club und das und jenes. Dann hat es auch noch die Kirche. Es ist in zig verschiedenen Communities drin. Deswegen ist die Familie nicht unwichtig. Aber sie ist nicht diejenige, die alles geben kann. Unmöglich, dass das Kind alles von ihr bekommt. Die Ermöglichung seines Potentials kann die Familie allein gar nicht leisten.

LG: Der Prozess von den christlichen Gemeinschaften zu einer offenen Form, wurde der durch Reflexion angestossen? Wie ist das gelaufen?

MR: Ganz einfach: Das ist das Leben, das hier mitgespielt hat. Die Gemeinschaften sind langsam ausgestorben. Es haben immer weniger mitgemacht. Dann braucht es Ehrlichkeit und Demut, um zu sagen: Irgendetwas stimmt da nicht. Warum lebt es nicht mehr, funktioniert es nicht mehr? Das ist dann kein einfacher Prozess. Also man könnte es Versagen nennen, aber man kann es auch als Fügung sehen. Das ist grossartig, es hat uns in etwas Grösseres hineingeführt.

MP: Wie du gesagt hast, wir haben eine Kultur gelernt und gepflegt, die jetzt nützlich ist.

.....

Gibt es noch einige Bibelkreise?

MR: Nein, das gibt es nicht mehr. Aber es war am Anfang eine wichtige Erfahrung. Es hat die Leute zusammengebracht und ihnen den Blick ins Quartier geöffnet, ihnen den Horizont vergrössert. Z.B. hat eine Frau einen Blick ins Quartier entwickelt, der einfach grossartig ist. Die Menschen haben sich geöffnet füreinander. Das ist wunderschön und das hat nicht aufgehört, nachdem sich die Gemeinschaften nicht mehr getroffen haben.

.....

Es ist in etwas anderes übergegangen, hat sich weiterentwickelt?

MR: Ja, weil wir gemerkt haben, das musst du jetzt nicht krampfhaft am Leben erhalten. Lass es einfach gehen.

.....

Teilen von Ressourcen und Wissen ist die sechste These. Der gezielte Austausch und die Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Organisationen. Erfahrungen, Fähigkeiten und Ressourcen einbringen und nutzbar machen. Was sind eure Erfahrungen mit dieser These? Wie gut gelingt das Teilen von Ressourcen und Wissen in Seebach?

MP: Ich habe Freude, wie das passiert. Z.B. der mobile Dorfplatz, wir hatten den Wagen und das Holz.

LG: Es gab viele Flow-Momente. Das gibt es oft. Ihr habt das bei dieser CC-Tagung als Schwerpunkt-Thema gehabt.

«Man schaut, was ist vorhanden, und entwickelt nicht ein kompliziertes theoretisches Konstrukt, sondern packt es pragmatisch an.»

Da helfen auch die Beziehungen, die man schon lange Jahre pflegt. Das ist auch eine wichtige Grundlage, dass Vertrauen da ist.

MR: Das ist ein wichtiger Punkt. Wieder beim mobilen Dorfplatz, der ist mal dynamisch gelaufen, im Flow. Dann hat eine Person die Arbeitsstelle gewechselt und hat das Team verlassen. Danach ist es nicht mehr weitergegangen.

.....

Dann ist es stagniert, aber später wieder in Fahrt gekommen?

MR: Genau, ich bin immer nur ein Teil der Ressourcen und des Wissens. Da haben wir Luft nach oben, das darf noch mehr werden.

.....

Also ist es gut, wenn mehrere verschiedene Schultern mittragen. Wenn jemand die Hauptlast trägt und diese Person dann weggeht, kommt der ganze Prozess ins Stocken. Ist das die Erfahrung, die ihr gemacht habt?

MR: Ja, wenn nur noch jemand mit Begeisterung dabei ist und vielleicht zwei noch ein biss-

chen mitmachen. Dann stockt es plötzlich und du kannst nur noch fragen: Kommt es wieder oder ist es vorbei?

.....

Was würde passieren? Wenn du nicht mehr einladen würdest? Ich habe gehört, alle zwei Monate bringst du die Leute zusammen. Was würde dann passieren?

MR: Bei einer Terminalsuche habe ich einmal vorgeschlagen, uns im Gemeindehaus der reformierten Kirche oder im Gemeinschaftszentrum zu treffen und habe auch gefragt, wer moderieren oder Notizen machen möchte. Niemand wollte übernehmen, sie haben sich standhaft gewehrt. Ich habe keine diesbezüglichen Schritte mehr unternommen, aber es kommt sicher der Zeitpunkt, um das wieder miteinander anzugehen. Oder Marianne geht ein Jahr in die Ferien, und wir schauen, was passiert.

«Wenn ein Bedürfnis besteht, wird irgendwer wieder zu einem Treffen einladen.»

Wenn es niemand tut, geht es anscheinend auch gut ohne.

MP: Das ist eine wichtige Frage, die nicht nur uns beschäftigt. Ich glaube, Frederic Laloux sagt irgendwo, es gibt eine Ownership, es gibt eine Quelle, von der etwas ausgeht. Die Quelle, von der das Ganze ausging, sind wir. Die Quelle ist nicht unwichtig, doch es ist nicht so, dass der, von dem es ausgeht, mehr Bedeutung hat. Aber er hat eine Energie, er bringt etwas ein, das man nicht einfach ersetzen kann. Vielleicht hat es auch damit zu tun, dass wir hier eine Energie haben und eine Begeisterung für das Ganze. Einen Antrieb, der von dieser Quelle gespiesen wird, die andere nicht im gleichen Mass haben. Aber sie sind trotzdem dabei.

MR: Ich möchte schon hoffen, dass das auch bei anderen in Fleisch und Blut übergeht und ein Anliegen ist, dass der Fluss weiter fliesst.

MP: Das ist die grosse Hoffnung, der grosse

Wunsch.

MR: Das fände ich schon grossartig.

MP: Selbstverständlich würde es weitergehen. Solange du da bist, könnte ich mir vorstellen, wenn du das zur Hand nehmen würdest. Ich weiss nicht, ob es noch jemanden gibt in diesem Kreis. Doch, der René. Er kommt aus der Soziokultur und hat auch den theoretischen Hintergrund. Er leitet als Gastgeber die Arbeitsgruppe.

LG: Das ist für mich auch eine Frage. Ich empfinde es schon so, dass ihr mit eurer Kultur, das Leichte, Fluide, Nicht-hierarchische lebt und das viele Leute anspricht.

.....

Wenn nun jemand anderes die Pfarrei leiten würde?

MP: Dann kann man jemanden suchen, der das hier weiterlebt. Die Pfarreien scheinen sich sonst nicht so zu sorgen, dass diese Kultur entsteht.

LG: Für das Quartier seid ihr enorm wichtig. Wenn ihr wegfallen würdet, und es einen Wechsel gäbe. Das wäre sehr spürbar, auf jeden Fall.

.....

Ihr drei seid so etwas wie die treibende Kraft. Wenn jemand von euch geht, sind immer noch zwei, die es weitertreiben?

MR und LG: Und René. Und René.

.....

Und wenn du, Martin, gehst? Dann dürfte es schwierig sein, dass die Kirchenpflege eine Pfarrperson wählt, die das auch mitbringt. Wie siehst du das?

MP: Das sehe ich auch so. Ich versuche, das ein bisschen zu beeinflussen, also mit zu suchen, wer passen könnte. Und das dann auch vorzuschlagen.

.....

Und das wird dann auch gehört?

MP: Das hoffen wir. Die Schwierigkeit ist nicht so sehr, ob man gehört wird oder nicht, sondern

überhaupt jemanden zu finden, ob er dann passt oder nicht. Es ist dünn gesät.

MR: Genau, die Auswahl ist bescheiden.

MP: In der Regel sind meine Kollegen alle anders ausgerichtet, klerikal, innerkirchlich liturgisch. Und sie haben immer Absichten. Sie wollen immer etwas für die Kirche tun. Das will ich nicht. Ich will nichts für die Kirche. Ich bin wirklich absichtslos.

.....

Da bist du schon einmalig, glaube ich.

MP: Einmalig nicht, aber doch rar.

.....

Wir sind bei der letzten These angelangt: bei der strukturellen Verankerung und den Rahmenbedingungen, die es auch braucht. Caring Communities fordern politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Ressourcen sowie entsprechende Anpassungen, um eine langfristige Kultur der Sorge zu entwickeln. Wie seht ihr das? Ist das so? Würdet ihr diese These unterschreiben oder habt ihr andere Erfahrungen gemacht in Seebach?

MR: Das Wort Rahmenbedingungen habe ich nicht besonders gern. Strukturelle Verankerung, betrifft das die Bezahlung der Care-Arbeit?

.....

Ja, genau. Es kann aber auch sein, dass man Gremien schafft oder Kommissionen. Dann braucht es beispielsweise die Stadt, die sagt, ein gutes Quartierleben ist uns wichtig, wir setzen eine Care-Kommission ein, das wäre denkbar. Dass man strukturelle Voraussetzungen schafft, damit etwas weiter existiert, wenn einzelne Personen weggehen.

LG: Ich finde das schwierig zu beurteilen. Theoretisch ja, aber aus der Erfahrung heraus, sobald es Strukturen gibt, wird es immer auch schwierig, diesen Geist aufrecht zu erhalten. Aufgrund meines Erfahrungswissens bin ich skeptisch, doch theoretisch ist es klar, dass es Ressourcen, Finanzierung und Rahmenbedingungen braucht. Es geht auch darum, das noch

bekannter zu machen, langsam kommt es auch bei der Verwaltung an. Bei meinen Vorgesetzten war das so, als ich gefragt habe, ob ich zur CC-Tagung gehen könne, war das bekannt. Es ist im Gespräch, aber konkrete Erfahrungen gibt es noch wenige. Darum ist es wichtig, dass es solche Tagungen gibt.

MP: Ich denke, möglichst wenig institutionalisieren und professionalisieren. Es hat genug. Die mit einbeziehen, die es schon hat. Dann braucht es vor allem eine Haltung, eine Welt- und eine Menschen-sicht, die dem entspricht. Für mich ist das das Kernproblem, das die Gesellschaft im Moment hat: Das Welt- und Menschenbild. Da einen Beitrag leisten, um das geht es eigentlich. Schön, dass es eine solche Drehscheibe gibt. Das ist eine Art Institutionalisation. Auch wenn da viele zusammenarbeiten, glaube ich nicht, dass dies das ganze Care-Netz ersetzt. Das geht nicht, man kann es nicht zentralisieren. Es ist eine Bewegung, es bedeutet Leben, da sind alle irgendwie einbezogen.

«Die Gefahr dieser Posten ist immer, wenn man einmal einen Posten hat, will man ihn verteidigen. Dann wird plötzlich wichtig, dass ich diese Position habe.»

Dann haben sie Angst, dass sie den Posten verlieren könnten. Ich sehe das bei den Sozialämtern. Die haben alle Angst um ihre Posten. Es geht nicht mehr um die Hilfe, um das Soziale, den Menschen. Sicher geht es auch darum, aber einfach, um es klar zu formulieren.

.....

Ich verstehe, ihr seid skeptisch bei den Strukturen, dass nicht aufgrund der Strukturen die Sicht für den Menschen und für die Lebewesen, wie ihr es am Anfang gesagt habt, verloren geht. Dass man nur noch die Strukturen erhalten möchte, oder den Posten sichern?

MP: Das ist so, in der Kirche, mit so wenig Leuten. Wir haben noch etwa halb so viele Leute, wie vor zehn Jahren, aber man erhält die ganzen Strukturen, alle Gottesdienste, alle Veranstaltungen, auch wenn nur noch fünf hingehen. Alles nur

noch Struktur. Vor dem habe ich ein bisschen Angst, dass das überall kommt.

.....

Könnte man mit den vielen Gebäuden, die die Kirche nicht mehr braucht, etwas für Caring Communities tun?

MP: Mir würde es als Struktur genügen, Knotenpunkt für das Quartierleben zu sein. Behörden sind für mich ein Dschungel, in dem ich nie genau weiss, an wen ich mich wenden muss. Mir würde es reichen, wenn eine Person sagt: «Ich laufe mit euch durchs Quartier, vor allem hörend. Was sind eure Erfahrungen, was habt ihr für einen Eindruck, was braucht ihr?» Aber nicht mit Vorgaben. Jetzt sind die Alten dran. Jetzt müsst ihr endlich etwas für die Flüchtlinge tun. Das muss doch von den Menschen selbst kommen. Diese Haltung in ein Quartier zu kommen und zu schauen, was schon da ist, wünsche ich mir.

«Menschen wollen sich kümmern. Und ich glaube, ein grosser Teil der Menschen kümmert sich auch um andere.»

Da starten und nicht das als Ausgangspunkt nehmen, was nicht vorhanden ist. Das ist ein bisschen kompliziert.

LG: Das ist auch die Grundlage der Soziokultur. Es gibt zum Beispiel ein Quartier, ich glaube in Deutschland, wo man sich das gemeinsame Anliegen gesetzt hat, der freundlichste Stadtteil zu werden. Die «Freundlichkeit» war der Ausgangspunkt, da ist dann viel passiert. Es braucht eigentlich einen gemeinsamen Nenner, unter dem sich die Menschen finden, dann gibt das auch Energie.

.....

Energie ist ein gutes Schlusswort. Ich möchte aber noch ganz kurz eine Klammer öffnen: Gibt es aus eurer Sicht eine These, eine achte These, die ihr aufgrund eurer Erfahrung fehlt. Sind die Elemente von Caring Communities in den sieben Thesen genügend abgedeckt, oder fehlt etwas Wichtiges?

LG: Ich habe keine ausformulierte These, aber der Bereich der Kunst, der Spiritualität, in welcher Form man sie auch umsetzt, fehlt mir. Wir haben als Beispiel Bankbänder gemacht. Es findet immer auch in einer Form statt, man findet einen gemeinsamen Ausdruck im weitesten Sinn, der dann andere wieder berühren kann. Diese Dimension fehlt mir.

«Kunst, Spiritualität, Ästhetik. Diese Dimension, ist wichtig, in welcher Form auch immer.»

MR: Meinst du, die Haltungen werden zu wenig beschrieben? Mich hat vor allem das Menschenbild aus der Palliative Care berührt. Dass das irgendwo sichtbar wird, wenn du vom Spirituellen sprichst. Meinst du das? Der Wegleitner hat das auch betont. Er hat es auf den Punkt gebracht: Kunst und Theater sind wichtig in dieser Entwicklung. Man sollte sich auch mit den Kulturschaffenden vernetzen.

LG: Das beachtet ihr auch. Wenn ihr mit dem Wegleitner einen Anlass habt, wählt ihr den Kreis, und es gibt eine gestaltete Mitte. Es gibt viele Aspekte, man kann sie als Detail betrachten, aber sie spielen eine enorm wichtige Rolle, um den Begegnungen eine Form zu geben. Mir war es auch wichtig, wie der mobile Dorfplatz aussieht. Das finde ich nicht unwesentlich.

MP: Kunst, Schönheit, Kultur und das andere wäre noch, die Haltung, das Menschenbild und das Weltbild. Ich weiss nicht, ob das schon irgendwo vorkommt.

.....

Das ist teilweise in den Thesen enthalten. In der ersten These vor allem. Die Haltung, das Menschenbild, das ist in diesem Gespräch deutlich zum Vorschein gekommen, seht ihr als wichtige Voraussetzung, damit eine Care-Kultur entsteht.

«Wenn ich ein Quartier als Maschine anschau, wo man jedes Teil verbessern kann, und dann ist es perfekt, glaube ich, dann funktioniert es nicht. Es ist keine Maschine. Es ist ein komplexes, lebendiges System.»

MR: Wenn ich an einem Ort etwas mache, dann hat das im ganzen System Auswirkungen. Nicht diese Forma Mentis sollte vorherrschen, in der man heute fast alles macht, dass alles maschinell funktioniert. Wenn das die Ursache ist, ist das die Wirkung. Das stimmt einfach nicht. Wenn das die Ursache ist, hat es 100 Wirkungen, weil es eine Vernetzung ist. Es ist komplex. Es ist ein komplexes System. Wenn wir das Quartier als Maschine denken, können wir noch so viel machen...

.....

Wir können versuchen zu optimieren, aber das Leben entweicht vielleicht?

MP: Vielleicht machen wir sogar Sachen kaputt. Dann können wir sagen: «Okay, wir haben zu wenig Licht in unseren Strassen, also verbessern wir die Beleuchtung.» Dann merken wir am Schluss: «Oh, wir haben alle Insekten vertrieben. Wir optimieren etwas und haben nicht im Blick, welche Auswirkungen das hat. Oder wir integrieren jetzt alle Schüler in eine Klasse. Das haben wir alles schon gemacht. Mit einer guten Idee haben wir viele neue Probleme geschaffen, einen echten Schlamassel angerichtet. Wir haben nicht beachtet, dass das ein komplexes System ist, ein lebendiges System und keine Maschine, bei der man einzelne Teile verbessern kann und dann läuft sie rund. Vielleicht könnt ihr diesen Gedanken noch aufnehmen.

.....

Ich weiss, die Essenz dieses Gesprächs kann man auch nicht so einfach transkribieren. Ich werde das nicht zu 100% in einen Text bringen können. Ich werde aber versuchen, es so gut wie möglich festzuhalten. Es wird vielleicht ein 20-seitiges Dokument geben. Danach machen wir eine Inhaltsanalyse mit allen Interviews.

MR: Da sind wir alle sehr gespannt.

.....

Noch mal ganz herzlichen Dank!